

DAS WESEN DES URSEMITISCHEN

Eine
sprachgeschichtlich-psychologische Untersuchung

von

Arthur Ungnad

[Mit einem Anhang:
Zur Entstehung und Geschichte
der Zahlbegriffe]



VERLAG VON EDUARD PFEIFFER / LEIPZIG

1925

Br

189



C117/3

NEUWIEDER

NEUWIEDER

NEUWIEDER

NEUWIEDER

NEUWIEDER

NEUWIEDER

NEUWIEDER

NEUWIEDER



*Fremdlichst überreicht
vom Verfasser.*

DAS WESEN DES URSEMITISCHEN

Eine
sprachgeschichtlich-psychologische Untersuchung

von

Arthur Ungnad

[Mit einem Anhang:
Zur Entstehung und Geschichte
der Zahlbegriffe]



VERLAG VON EDUARD PFEIFFER / LEIPZIG

1925

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten
Copyright 1925 by Eduard Pfeiffer, Verlag in Leipzig

Gedruckt in der Buchdruckerei J. B. Hirschfeld (A. Pries) in Leipzig



EMIL G. H. KRAELING (NEW YORK)
UND
HENRY F. LUTZ (BERKELEY, CALIFORNIEN)
FREUNDSCHAFTLICHST
ZUGEEIGNET

★



Sektion Orient. u. Altertumswissenschaften
Byzantinische
Bibliothek
By 189

Nachgelassene Bibliothek
Carl Brockelmann



Vorwort.

In der Sprache findet die Psyche eines Volkes ihren sichtbaren Ausdruck. Die erkenntnistheoretisch als notwendig geforderte Aufwärtsentwicklung des Intellekts zwingt zu der Annahme, daß Völker, die vor mehr als 5000 Jahren gelebt haben, primitiver gedacht und empfunden haben als wir. Ihre Sprache muß deshalb viel einfacher gewesen sein als die unsrige. Diesen Eindruck konnte man aus den bisherigen Untersuchungen über das Wesen des Semitischen nicht gewinnen. Die vorliegende Studie schlägt deshalb einen anderen Weg ein: sie rechnet von vornherein mit einer primitiveren Veranlagung der alten Semiten und setzt es sich zum Ziel, zu zeigen, mit wie einfachen Hilfsmitteln diese ihren Gedanken Ausdruck verliehen haben.

Eine Enttäuschung werden alle die empfinden, die das Arabische für den Grundtyp des Semitischen ansehen. Nicht dieses steht dem Ursemitischen am nächsten, sondern das Akkadische, d. i. das Babylonisch-Assyrische, wie das von jedem geschichtlich Denkenden auch nicht anders erwartet wurde. Man wird sich also von der bisherigen geringen Meinung über den Wert des Akkadischen ehrlich lossagen oder, wenn man das nicht will, den Kopf in den Sand stecken müssen. Das letztere ist als das bequemere jedenfalls vorzuziehen.

Breslau, den 30. Januar 1925.

Arthur Ungnad.



An Versuchen, das semitische Verbum zu erklären, besteht kein Mangel. Eine befriedigende Lösung bietet indes keiner von ihnen; sie leiden sämtlich daran, daß sie eine außerordentlich komplizierte psychische Anlage bei den „Ursemiten“ voraussetzen, und daß sie modernes Denken und Fühlen für Zeiten annehmen, die wir noch als verhältnismäßig primitiv uns vorzustellen haben. Wir wollen uns hier, da es uns überflüssig erscheint, diese Probleme in einem umfangreichen Buche vorzulegen, nicht auf Polemik einlassen und uns mit den Tatsachen, die für sich selbst sprechen, begnügen.

Daß man die Sprache wie alles Gewordene von entwicklungsgeschichtlichen Gesichtspunkten aus zu betrachten hat, wird wohl heute von niemandem mehr übersehen. Trotzdem wagt man es nicht, sich bei der Betrachtung des Semitischen von den Vorurteilen früherer Perioden der Philologie loszusagen. Das Nordarabische gilt auch heute noch als der Kern semitischer Grammatik. Sein systematisch-logischer Aufbau sowie seine Vokal- und Konsonantenreinheit sind allerdings bestechend. Stutzig muß einen aber doch die Tatsache machen, daß wir es erst seit etwas mehr als 1000 Jahren verfolgen können, während andere Sprachen, wie das Hebräische und vor allem das Akkadische, ein viel höheres Alter besitzen. Hinweise auf die Einförmigkeit des arabischen Nomadenlebens befriedigen keineswegs; es wäre doch zunächst einmal der Beweis zu erbringen, daß Einförmigkeit der äußeren Bedingungen in dieser einzigartigen Weise die Entwicklung einer Sprache zu hemmen imstande sei. Mit dem Hebräischen steht es leider auch sehr ungünstig: wir wissen fast nichts über die Vokalisation; denn das, was die Massoreten geleistet haben, gibt günstigstenfalls das Bild wieder, das die Sprache darbot, als sie starb. Wie Moses geredet hat, wissen wir nicht. Die kümmerlichen Reste des Altkanaanäischen oder Amurritischen genügen nicht zu einer einigermaßen klaren Erkenntnis. Das Akkadische dagegen bietet uns das Bild einer semitischen Sprache, das fast 4000 Jahre älter als das vom Arabischen und mindestens 3000 Jahre älter als das von dem uns bekannten Hebräischen gewonnene ist. Sollte es wirklich so degeneriert sein, wie man meist annimmt? Die Einflüsse des Sumerischen wollen wir nicht unterschätzen; es hat den Konsonantismus des Akkadischen stark beeinflusst. In der Formenlehre des Verbs kann man aber keinen Einfluß der wesensfremden Sprache entdecken.

Fragen wir uns zunächst einmal ganz allgemein: wie entsteht entwicklungsgeschichtlich ein Verbum? Es gibt genug Sprachen, die ein Verbum in unserem Sinne nicht kennen. Die Annahme, die früher so beliebt war, daß das Verbum die Quelle alles Sprachlichen sei, wird heute wohl von niemandem geteilt, der sich mit der Entwicklung des menschlichen Intellekts beschäftigt hat¹. Wörter wie „Speise“, „Herrscher“, „Tod“, sind jedenfalls älter als „essen“, „herrschen“, „sterben“. Statt „ich esse“ sagt der Primitive: „hier Speise“ o. ä., statt „er herrscht“ sagt er: „er Herrscher“, statt „sie starben“ sagt er „da bei ihnen Tod“. Mit dem Primitiven teilt der Semit das Fehlen der sog. Kopula, die erst eine Entwicklung aus einer späten, ein hohes Denkvermögen voraussetzenden Abstraktion, nämlich der der Existenz, darstellt.

Wir dürfen a priori annehmen, daß das Verbalnomen älter ist als das eigentliche Verbum: erst aus dem Begriff „Töter“ entwickelt sich das Verbum „töten“. Die Flexion mit Hilfe von Verbalnominibus stellt daher die älteste Stufe der Entwicklung dar. Im Akkadischen ist sie noch klar erhalten. Wir müssen dabei aber berücksichtigen, daß das Akkadische, ja selbst das Ursemitische, keinesfalls mehr auf primitiver Stufe steht: das Verbum ist umfangreich entwickelt, und so entsteht ein dauerndes Fluktuieren von Nomen zu Verb und von Verb zu Nomen. Es läßt sich mit unsern Mitteln, die von der Erfindung der Schrift abhängig sind, der Werdegang im einzelnen nicht rekonstruieren: Fossilien aus älteren, vorschrittlichen Perioden haben wir nicht zu erhoffen. Es muß also im Einzelfalle zweifelhaft bleiben, ob das Nomen das ältere ist, oder ob es erst eine Neuschöpfung auf Grund umfangreicher und komplizierter psychischer Vorgänge, hauptsächlich sog. Analogiebildungen, darstellt. Diese Schleier werden wir nur hier und da lüften können, und für unsere Zwecke ist es auch nicht nötig.

¹ Die Streitfrage, ob das semitische Nomen aus dem Verbum oder das Verbum aus dem Nomen abzuleiten sei, ist gegenstandslos. Nachdem das Verbum einmal entstanden war, sind selbstverständlich auf dem Wege der Analogiebildung vom Verbum auch Nomina gebildet worden. In jedem einzelnen Falle bedarf es aber besonderer Untersuchung, die oft genug resultatlos verlaufen muß. Wir können wohl mit Sicherheit annehmen, daß ein Nomen wie *muruš* „Krankheit“ älter ist als eine Verbalform wie *imtarasū* „sie wurden krank“, oder *'akāl* „Speise“ älter als **u-ša-'kil* „ich ließ essen“. Aber ein Wort wie **ta'kulru* „Esserei“ dürfte mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit jünger als das Verb *'akālu* anzusetzen sein. Hier entscheidet zunächst nur die psychologische Wahrscheinlichkeit. Die sogenannten Wurzeln des Semitischen sind natürlich nur Abstraktionen, die wir uns zu unserer Bequemlichkeit machen. Die Alten haben dafür gar kein Gefühl gehabt, obwohl sie dem Ursprung der Sprache viel näher standen als wir; vgl. die Beispiele bei B. Meissner, *Babylonien und Assyrien*, Bd. II (Heidelberg 1925), 353f.

Ein Nomen *šarr* (älter wohl *šar*) ist dem Gesagten zufolge jedenfalls älter als ein Verb „König werden“, das im Akkadischen von diesem Worte überhaupt nicht gebildet wird. „Ich bin König“ ist demnach: „König ich“, das gleichzeitig auch „ich war König“, „ich werde König sein“ bedeuten kann. Das Akkadische hat diese Stufe noch rein erhalten; es bildet *šarr-âkū*, wobei *-âkū* eine ältere Form des Nominativs des pronomen personale darstellt¹; ebenso: *šeḫr-êkū* „ich bin klein“ (aus **šahir-âkū*²), wobei wohl niemand bestreiten wird, daß der Begriff „klein“ älter ist als das Verb „klein sein“ oder „klein werden“. Mit der Nominalform *kātil* konnte man z. B. *hāwir-âkū* „ich bin Gatte“ sagen, wobei es für uns zunächst gleichgültig sein kann, ob das Nomen *hāwir* „Gatte“ älter ist als das Verbum *hār* „(als Gatten) aussuchen“ oder nicht; für beides lassen sich Gründe beibringen.

Wir haben hier also die Anfänge eines primitiven Verbalsystems vor uns, das im Akkadischen noch rein erhalten ist. Es handelt sich in den gewählten Beispielen um konkrete Begriffe, für die wir ein hohes Alter in Anspruch nehmen dürfen. Alle diese Begriffe stellen einen dauernden Zustand dar: **šahir* ist nicht „klein in einem bestimmten Fall“, sondern „klein im allgemeinen“; *hāwir* ist nicht „einer, der sich in einem bestimmten Falle als Gatte betätigt“, sondern „Gatte schlechthin“.

Eine spätere Stufe sprachlicher Entwicklung³ stellen Abstraktbildungen dar. Man kann zwar „du tötest“ primitiv ausdrücken: „du ein Töter“, aber dem Begriff „Töter“ haftet doch zu sehr der Zustand oder die Dauer an, als daß er für eine höher entwickelte Intellektualität z. B. die Aussage „du tötest jetzt gerade (jemanden)“ zum Ausdruck bringen konnte. Hier mußten andersartige Ausdrucksweisen helfen. Die Sprache bildete Abstrakta wie „Töten“ oder „Tötung“. Es scheint mir nicht gut angängig anzunehmen, man habe „du tötest“ nun etwa durch „du Töten“ ausgedrückt;

¹ Meine wiederholt ausgesprochene These, daß *an-âkū*, *an-tā* usw. Zusammensetzungen aus einem deiktischen Element *an* „hier“, „da“ und dem eigentlichen Pronomen sind, halte ich nach wie vor aufrecht. Sie wird durch die folgenden Untersuchungen vollauf bestätigt, wonach *an* ein Element ist, das die Hinbewegung bezeichnet (Präp. *ana*, Akk.-Endung *-an*, *Energicus -an*).

² *i* zu *e* durch Einfluß von *h* und *r* (vgl. meine bab.-assy. Gramm. [2. Aufl. im Druck], § 5ba); und *a* zu *e* durch Einfluß des folgenden *e* (Gramm., § 5aβ).

³ In großen Zügen ist die intellektuelle Entwicklung des Kindes ein getreues Abbild der Entwicklung der Menschheit. Deswegen ist ein Studium der ersteren für das der letzteren von ungeheurer Bedeutung und bedarf viel mehr der Beobachtung, als es bisher geschehen ist. Wir müssen dabei allerdings berücksichtigen, daß die Sprache an ganz andere physiologische Bedingungen geknüpft ist als der Intellekt selbst, so daß vielfach die Sprache beim Kinde erst zum Ausdruck kommt, nachdem der Intellekt bereits eine große Höhe erreicht hat. Man muß also vor allem früh sprechende Kinder untersuchen.

das würde zwar besagen, daß „du“ und „Töten“ hier sich berührende¹ Begriffe seien; aber ihre nähere Beziehung kommt nicht genügend zum Ausdruck. Wahrscheinlicher ist es, daß man solche Sätze rein substantivisch wiedergegeben habe durch Aussagen wie „von dir aus ist Töten“, „von mir aus ist Tötung“. Primitiv kann eine solche Ausdrucksweise auch nicht sein, da Präpositionen erst sekundär entstanden sind. Aber wir wollen dies vorläufig auf sich beruhen lassen; später wird sich das Richtige schon ergeben.

Für Abstraktbildungen wie „Töten“ oder „Tötung“ haben sich bestimmte Typen entwickelt: für die erstere die Form *katâl*², für die letztere die Formen *kutul*, *kitil*, *kital*³. Wollte man sagen „ich töte momentan“, so sagte man nicht „Töter ich“, sondern etwa „von mir aus ist Töten“ oder noch primitiver „hier (wo ich bin) ist Töten“. Daß das letztere das allein Richtige ist, wird sich später noch bestätigen.

Die verbalen Präformative sind also Adverbia: *a-* etwa = „hier (wo ich bin)“, *ta-* „da (wo du bist)“, *ja-* „irgendwo (wo weder du noch ich bin)“⁴; so heißt *ta-katâl* ursprünglich „da (wo ich hinzeige) Töten“, *a-kutul* „hier Tötung“.

Aus dieser ersten Form entwickelte sich das sog. Präsens des Akkadischen, aus der zweiten das Präteritum, während das bloße Abstraktum auch als Imperativ gebraucht werden konnte, wie bei uns Wörter wie „Achtung!“, „Vorsicht!“ usw.

¹ Man kann sich alle Begriffssphären als kleine Körper vorstellen, von denen einer den andern zunächst nichts angeht. Erst wenn die Psyche zwei Begriffe assoziiert, ziehen diese sich an in ähnlicher Weise wie in der Physik zwei verschieden geladene Ione: die beiden Körper legen sich aneinander. Das kommt dann in der Sprache durch Aneinanderfügen der beiden Worte zum Ausdruck. So sind z. B. die Begriffe „ich“ und „klein“ zwei ideelle Körper — denen übrigens physiologische Körper im Gehirn entsprechen, — die sich zunächst fremd sind. Nimmt die Psyche eine Assoziation zwischen beiden vor, so ziehen sie sich an und legen sich aneinander: **šahiv-ākū*. Die sog. Kopula ist demnach, psychologisch begriffen, keine Verbindung — denn ihrer bedarf es nicht —, sondern eine Trennung, also nichts Primitives! [Mit dem logischen Grundbegriff der Identität hat die Kopula entwicklungsgeschichtlich nichts zu tun; dieses näher zu erörtern, gehört indes nicht hierher.]

² Als Beispiel nehmen wir diese zwar nicht gemeinsemitische, aber aus praktischen Gründen geeignete „Wurzel“, lassen aber die diakritischen Punkte (aram. *ḵtl*, arab. *ḵtl*) fort.

³ Die Form *katal* als Abstraktum ist sekundär; vgl. bereits meine Bemerkungen über den Imperativ *kital* in ZDMG LIX, 766ff.

⁴ *ni-* „hier, wo wir sind“ ist vielleicht erst eine sekundäre Neubildung nach dem Pronomen **nihnu*. [*a* in hebr. *'anahnû*, arab. *nahnû* ist durch Einfluß des *h* aus *i* entstanden.]

Aus obigen Darlegungen ergibt sich zweierlei: 1. daß das Verbum mit allen Abstraktbildungen, die zu ihm gehören, zunächst keinen (dauernden) Zustand, sondern eine (momentane) Handlung ausdrückt; 2. daß von einem eigentlichen Tempus keine Rede sein kann, da das Verbum aus einem Nominalsatz hervorgegangen ist und eine zeitbestimmende Kopula¹ im Semitischen nie existierte.

Wir können also weder Präsens noch Präteritum als Tempora in unserm Sinne bezeichnen: *ta-kutul* bedeutete „da (ist, war oder wird sein) Tötung“; *ta-katâl* „da (ist, war oder wird sein) Töten“. Trotzdem unterscheiden sich beide Formen in ganz bestimmtem Sinne, so daß man *ta-katâl*² zur Not ein Präsens, das aus *ta-kutul* verkürzte³ *ta-ktul* ein Präteritum nennen kann. Daß aber diese Unterschiede nichts Genuines sind, ist schon a priori wahrscheinlich, ergibt sich aber weiterhin aus der Tatsache, daß das Präteritum oft genug keine Vergangenheit bezeichnet (so im Jussiv), und daß das Präsens in Sätzen steht, die nach unserm Gefühl in die Vergangenheit gehören (sog. Zustandssätze). Das bedarf der Erklärung, und zu ihr gelangen wir, wenn wir von den am leichtesten erklärbaren Verbalformen ausgehen, d. h. den noch später mit Hilfe von Nominibus gebildeten Partizipialformen.

Wie unterscheiden sich z. B. akkad. *pâšir* und *pašir*? Jenes ist das gewöhnliche Partizip, dieses der sog. Permansiv. Ersteres heißt „einer, dessen dauernde Tätigkeit das Lösen (*pašâr*) ist“, letzteres „einer, bei dem die Tätigkeit des Lösens dauernd zum Abschluß gekommen ist“⁴. Beide Formen sind im Akkadischen noch in lebendigem Gebrauch: wir haben zwei Permansive, nämlich 1. den der noch nicht abgeschlossenen dauernden Tätigkeit, und 2. den der abgeschlossenen dauernden Tätigkeit. Während der letztere in den Grammatiken schon ausgiebig behandelt ist, wird der erstere noch immer unterschlagen, trotzdem er gar nicht so selten ist⁵.

¹ Hierüber vgl. S. 10, Anm. 1.

² Es ist noch gar nicht bewiesen, daß das letzte *a* im akkad. *takatal* kurz ist; vielleicht ist *takatâl* richtiger; vgl. auch S. 20, Anm. 5. Schreibungen wie *i-ḥa-a-za-ma* MAP 91: 6 (= *ihhâzammâ*), *ta-ma-a-ru-šû* CT 29, 12: 25 (= *tammârâšû*) geben, obwohl sie nicht absolut beweisend sind, doch zu denken. [In letzterem Texte würde *ma-aḥ-ri-i-šû* nichts dagegen beweisen, da das *i* hier tatsächlich lang ist; es ist Akkus. plur. als Analogiebildung zu *pânîkâ*.] Ist wirklich im Akkadischen Vokalverkürzung [d] zu *a*] eingetreten, so ist diese von der geschlossenen Endsilbe ausgegangen (vgl. arab. *ḥul* aus **ḥâl*) und von dort aus durch Systemzwang erst weiter übertragen worden.

³ Kurze Vokale in offenen unbetonten Silben fielen schon im Ursem. unter gewissen Bedingungen aus.

⁴ ZA XXXI 277 ff.

⁵ Vgl. bereits meine Bemerkungen in ZA XXXI 281².

Es bedarf keines weiteren Beweises, daß durch diese Formen ein Unterschied im Tempus nicht zum Ausdruck gebracht wird: der¹ Permansiv im engeren Sinne heißt ja: „ich bin, war, werde einer sein, bei dem die Tätigkeit des Verbuns als Dauerzustand zum Abschluß gekommen ist“. Einige Beispiele:

1. Präteritale Bedeutung: (*ištar êrubam . . .*) *tamḫat ḫašta ina idišā* „(Ištar trat ein . . .) sie (war) eine, die den Bogen in ihrer Hand hatte“, wörtlich „eine Bogengefaßthabende“, Assurban. Cyl. B V 54.
2. Präsensische Bedeutung: *bîtum šalim û ṣuḫârû šalmû* (Brief), „das Haus (ist) wohlbehalten, und die jungen Leute (sind) wohlbehalten“ CT 29, 11^b: 5 f.
3. Futurische Bedeutung: (wenn das und das geschieht) *palê šarri ḫatî* „(wird) die Regierung des Königs beendet (sein)“ CT 27, K 7229: 11.
4. Optativische Bedeutung: *lû šalmâtâ lû balâtâ*: „o daß doch (= *lû*) du wohlbehalten, o daß doch du gesund (seist)“ CT 4, 24: 5 u. 6.

Schon aus diesen Beispielen ergibt sich zur Genüge, daß der Permansiv weder temporale noch modale Bedeutung hat, daß er diese vielmehr erst durch den Zusammenhang erhält.

Für das Partizip der noch nicht abgeschlossenen Handlung liegen die Verhältnisse ebenso; ein Eigename wie *sin-pâter* bedeutet „Sin ist (war, wird sein) Löser“. Auch mit Personalpronomen findet sich dieses Partizip; z. B. *pâširâk(û)* (Maklû IV 97 ff.) heißt „ich (bin) Löser“; *muštêširâtî alakâtî* betet (King, Magic 30 : 9) der Fromme zur Göttin, d. h. „du (bist) Leiterin meines Weges“. Beispiele sind bisher noch nicht gesammelt worden; sie werden sich aber bei genauer Durchmusterung der Texte in Menge finden. Beispiel für optativischen Gebrauch: Ištar sagt zu Gilgameš: *lû ḫâmerattâ* (d. i. *lû ḫâmerâtâ*) „o daß doch Gatte du (seist)“ Gilg. VI 7; *lû mulamminat* „sie mache dauernd schlecht“ IV R 12, Rs. 36. Auch hier sehen wir keine temporalen und modalen Unterschiede in der Form an sich.

Dieser Befund muß zu der Vermutung führen, daß auch das sog. Präteritum und das sog. Präsens an sich keine temporale Bedeutung haben. Und tatsächlich ist dies der Fall. Der Parallelismus des verbalen Aufbaues erfordert, daß, wenn der Permansiv im engeren Sinne die Dauer als etwas Abgeschlossenes darstellt, das Präteritum die Momentanität als etwas Abgeschlossenes zum Ausdruck bringen will. Ganz entsprechend muß das Verhältnis vom Präsens zum präsensischen² Partizip sein.

Wie erklärt es sich, daß das Präteritum so ganz verschiedene Bedeutungen hat, namentlich präteritale und optativische? Wenn wir die

¹ Richtiger „das“ (s. später).

² Die Temporalbezeichnungen sollen hier nur in der bisher üblichen Weise Namen für die einzelnen Formen sein, ohne ihr Wesen zu charakterisieren.

entsprechenden Formen des Permansivs vergleichen, lösen sich die Schwierigkeiten sofort. Heißt *katil* „er (ist, war, wird sein) einer, bei dem die Handlung des Tötens dauernd zum Abschluß gekommen ist“, so muß *ja-ktul* bedeuten „er (ist, war, wird sein) einer, bei dem die Handlung des Tötens momentan zum Abschluß gekommen ist“. Im allgemeinen entspricht dies unserm „er tötete einmal“ oder „er hatte einmal getötet“. Ganz entsprechend permansivischem Optativ wie *lú šalmâtā* „o daß doch du wohlbehalten (seist)“, heißt *lú taddin* „o daß doch du einer (seist) bei dem das Geben momentan zum Abschluß gekommen ist“, d. h. „mögest du geben“. Der Semit versetzt sich also beim Wunsch in die Zeit, in der der Wunsch in Erfüllung gegangen ist; er denkt etwa: „mein Wunsch ist der, daß du einer seist, von dem man sagen kann: die Gabe ist von ihm vollzogen“. Das ist ein logisch und psychologisch vollständig einwandfreies Denken.

Ähnlich könnte es mit dem negierten Wunsch stehen: *ê taddin* könnte einfach bedeuten: „ich wünsche nicht, daß du einer (seist), von dem man sagen kann: die Gabe ist von ihm vollzogen“. Ich habe jedoch gegen diese Analyse entwicklungsgeschichtliche und vor allem etymologische Bedenken. Die Partikel *ai* (vor Konsonanten zu *ê* kontrahiert), die negativen Wunsch einleitet, ist völlig identisch mit dem Fragewort *ai, ê* „wo?“. Deshalb möchte ich in Ausdrücken wie *ai abâš* oder *ê taddin* rhetorische Fragen sehen¹: „wo (war) ich einmal einer, der zusehenden wurde?“, bzw. „wo (warst) du einmal einer, der gab?“. Hieraus entwickelt sich leicht das negative „ich bin doch bisher nie zusehenden geworden und bin daher des festen Glaubens, daß dies auch in Zukunft nie geschehen wird“. Es steckt in diesen Sätzen also noch etwas mehr als ein bloßer negativer Wunsch, nämlich eine feste positive Überzeugung. Man wird sich leicht überzeugen können, daß diese Auffassung dem Gedanken im einzelnen Falle gerechter wird als die herkömmliche. Wir sollten also *ai abâš* und ähnliche Ausdrücke übersetzen mit „ich werde sicherlich nie zusehenden werden“. Dann erklären sich auch Fälle, wo *ai* keinen negativen Wunsch bezeichnen kann, wie VR 7, 45: *pagaršū ai addin ana kebêre* „(der Leichnam wurde mir gebracht;) wo gab ich ihn zur Bestattung?“ (Antwort: nirgends!).

In der 1. Plur. des Prät. finden wir eine Art Kohortativ mit *î* gebildet, z. B. *î nillik* „wir wollen uns auf den Weg machen“. Auch dieses

¹ Ebenso im Hebr. nach לֹא, das nicht = akkad. *ulá* ist. Letzteres, aus dem sich *il* bei Betonung der Negation, und *lá-* bei Betonung des folgenden Wortes entwickelt haben, entspricht hebr. לֹא. In hebr. לֹא sehe ich vielmehr das auch im Akkadischen gebräuchliche Frageadverb *ali* „wo?“. אִל-תִּירָא heißt demnach wörtlich: „wo fürchtest du dich einmal?“, d. h. „ich bin überzeugt, daß deine Furcht unbegründet ist“.

erklärt sich: *i* ist sonst Interjektion, wie man aus psychologischen Gründen annehmen darf, Interjektion der Freude gleich „hi“ und ähnlichen Lauten, die bei freudiger Erregung unwillkürlich entschlüpfen¹. Der Gedanke in Sätzen wie *i nillik* ist etwa der: wir freuen uns lebhaft, wenn wir uns vorstellen, daß wir den Gang gemacht haben; der Gang erweckt in uns freudige Gefühle; wir machen uns gern auf den Weg; wörtlich „hei, wir sind da!“

Wir sehen also klar, daß das Präteritum keine temporale Bedeutung hat; es bezeichnet lediglich den Abschluß einer momentanen Handlung: er (ist, war, wird sein, sei) mit der momentanen Handlung fertig.

Im Gegensatz hierzu muß das Präsens die momentane Handlung als noch nicht abgeschlossen bezeichnen. Dies ist in der Tat der Fall. Die präsentische und futurische Bedeutung bedarf keiner Erörterung; sie begegnet ja auf Schritt und Tritt. Präteritales Präsens findet sich vor allem in Zustandssätzen und in iterativem Sinne. Für das erstere sei an Beispiele erinnert wie *tamkarum ušetiḳ ana kaspim inaddin* „der Geschäftsmann ließ (den Sklaven) weitergehen (= gab ihn weiter), indem er ihn für Geld verkaufte“ (Cod. Hamm. III r 72), d. h. wörtlich: „der Geschäftsmann (war) in dem Einzelfalle (momentan) Weitergeber, (indem) er momentan Verkäufer (war)“. Das Präsens muß stehen, weil die momentane Handlung des Verkaufens noch nicht abgeschlossen war, als er die momentane Handlung der Weitergabe vollzog². Distributive Bedeutung liegt in Fällen vor wie *munnaribšunū . . ašar ikaššadū urassapū ina kakkī* „ihre Flüchtlinge schlugen sie jedesmal (momentan) mit den Waffen nieder, wo sie sie jedesmal (momentan) abfaßten“ (Sanh. VI 24). Hier ist die Handlung des Niederschlagens und des Abfassens in jedem einzelnen Falle momentan, also ist Permansiv oder Partizip unmöglich, da diese ja das dauernde Handeln bezeichnen. Das Präsens muß stehen, weil jede Handlung des Niederschlagens und Abfassens noch nicht vollendet war, wenn die vorbergehende gleiche Handlung vorgenommen wurde. Iterativ (aber nicht durativ oder permansiv) ist das Präsens auch als präsentische

¹ Es ist eine psycho-physiologische Tatsache, daß angenehme Affekte ganz allgemein das Gesicht verbreitern, unangenehme es verlängern. Vgl. bereits Darwin (Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei dem Menschen und den Tieren). Der Verbreiterung entspricht lautphysiologisch der *i*-Vokal, der also der Freude parallel geht, der Verlängerung die dumpfen Vokale, die also der Angst, der Trauer usw. parallel gehen; daher akkad. *a'a* „Wehe!“. Die Einzelheiten gehören indes nicht hierher.

² Wir könnten auch sagen: „seitens des Händlers fand eine (abgeschlossene) Weitergabe (nicht ein Weitergeben) statt, wobei ein (nicht bereits abgeschlossenes) Verkaufen (nicht ein Verkauf) stattfand“. Der Unterschied zwischen „Verkauf“

Handlung (nicht präteritale, wie in dem eben gegebenen Beispiele) in Sätzen wie *tušteššer šumšū* „du (Marduk) leitest seinen (des Königs) Namen“ (Nebuk., East I. H. I 59), d. h.: „du führst ihn in jedem einzelnen Falle auf richtigem Wege“. Hier steht das Präsens dem präs. Partizip schon recht nahe; in dem oben (S. 12) zitierten Beispiele *muštēširātī alaktī* ist der Sinn etwa der gleiche. Es besteht aber doch ein Unterschied; denn letzteres heißt wörtlich: „du bist dauernd (nicht: in jedem einzelnen Falle) Leiterin meines Weges“. Daß diese feine Differenzierung bisweilen vernachlässigt und das Präsens gelegentlich statt des Partizips gebraucht wurde, ist nicht zu verwundern.

Daß das Präsens nach Wörtern wie *lam(a)* „bevor“, *uđmī lā* „noch nicht“ (u. ä.) stehen muß, ist klar: wenn eine Handlung eingetreten ist, bevor eine andere Handlung eintrat, so ist diese noch nicht abgeschlossen, wenn jene bereits abgeschlossen ist.

Ob das Präsens auch optativisch gebraucht wurde, läßt sich nicht sagen, da Beispiele bisher nicht beobachtet sind¹. Man könnte sich sehr wohl denken, daß jemand den Wunsch ausspricht, ein anderer möge in einem bestimmten Falle etwas tun, was noch nicht zum Abschluß gekommen ist, nachdem jener bestimmte Fall eingetreten ist. Sollte ein Fachgenosse Beispiele für Präsens im Optativ haben, so würde er sich durch Mitteilung derselben Dank erwerben.

Wie es auch mit optativischem Präsens stehen mag, so viel ist sicher, daß das Präsens keine temporale Bedeutung hat. Das ganze Verbum ist also unter anderen Gesichtspunkten zu betrachten und die übliche Terminologie abzulehnen. Ebenso verkehrt ist es, von Modi zu reden, wenn man darunter Energicus und Subjunktiv versteht.

Über den Energicus kann ich mich hier kurz fassen. Landsberger² hat zweifellos recht, wenn er das *-am* als richtunggebendes Suffix an-

und „Verkaufen“, „Gabe“ und „Geben“, „Tod“ und „Sterben“, „Gang“ und „Gehen“ besteht ja auch im Indogermanischen, nur daß er in anderer Form zum Ausdruck kommt. Das jeweilig erste bezeichnet das Fertige, das zweite das Unfertige. In obigem Beispiel wird also gesagt: „die Weitergabe (war) fertig, das Verkaufen noch unfertig“. Ein Satz wie „er starb, während er aß“ wäre demgemäß umgedacht: „Tod (fand statt) bei ihm, (während) Essen bei ihm (stattfand)“, das wäre akkadisch *imūt ikkal*, das erstere sog. Präteritum, das letztere sog. Präsens.

¹ IV R 56, 7a ist der Text nicht in Ordnung; es steht da *lu tap-par-ra-ma*, was Myhrmann (ZA XVI 54⁶) und Delitzsch (Assyr. Gramm.² S. 275) in *lu tap-par-ra-aš* (also Präsens) emendieren. Das ist grammatisch falsch, da es 2. fem. (nicht masc.) ist. Das Duplikat (Lutz, UMBP I2, No. 113 I 2) bietet *lu-ú tap-pár-ši-ma* (dies könnte Prät. sein). Es fragt sich also, ob IV R *ra* Irrtum für *ši* ist, oder ob *ši* versehentlich ausgelassen ist. Dadurch wird alles unsicher. Für unmöglich halte ich Präsens nach *lu* nicht.

² ZA, N. F. I (XXXV), 113 ff.

sieht, auch wenn er den Kern nicht gefunden hat. Dieses *-am*¹ ist sicher mit dem *-an* des arab. Energikus identisch (ebenso mit dem hebr. Kohortativ). Es ist weiter aber auch mit dem *-am* des Akkusativs identisch! Diese Erkenntnis gibt den Schlüssel zum Verständnis der semitischen Deklination überhaupt. Altes *bait-an* heißt „Haus-hin“: im 𐤁 locale des Hebräischen hat sich diese Bedeutung noch erhalten. Die Kasusendungen müssen überhaupt einen besonderen Zweck gehabt haben; sie fehlen stets im nominalen Verb: *ṣeher* „er ist klein“, **ta-kutul* „da (ist) Tötung“ (aber *kutl-un* „einmalige vollendete Tötung“), **ta-katâl* „da (ist) Töten“ (aber *katâl-un* „einmaliges noch nicht vollendetes Töten“). Das ursemitische *-an* ist demnach eine Art Postposition oder postponiertes Adverb mit der Bedeutung „hin“. Ein ursem. **ta-kutul kalb-an* heißt wörtlich „da (bei dir) ist einmalige Tötung Hund-hin“, d. h. „die Tötung hat den Hund zum Ziel“. Wie erklärt sich dann der Nominativ? Wenn **ja-kutul* heißt „irgendwo [weder hier noch da] (ist) Tötung“, so kann ein nominales Subjekt der Tötung nicht Nominativ in unserem Sinne sein; denn man konnte nicht sagen: „der Jäger Tötung Hund-hin“. Vielmehr muß *-un* ursprünglich ebenfalls postpositionale Bedeutung gehabt haben. Man konnte einen solchen Satz nicht anders ausdrücken als „vom Jäger aus (ist) Tötung“: **ṣajjād-un* muß also ursprünglich etwas heißen wie „vom Jäger aus“. Diese lokale Bedeutung der Endung *-um* ist im Akkadischen noch häufig genug; vgl. meine Gramm. § 57 an. In ältester Zeit mögen *-un*, *-an* Wörter gewesen sein wie „Herbewegung“, „Hinbewegung (Ziel)“. Hierher gehört auch die Genetivendung *-in*, die etwa „Zugehörigkeit“ oder „Ruhe“ bedeutet haben muß².

¹ Das *-m* ist aus *-n* hervorgegangen. Jedenfalls ist das arab. *-n* im Energicus und in den Kasusendungen älter. Vor Endungen ist *-an* im Akkadischen nicht zu *-am* geworden, wie die Assimilation des *n* beweist; vgl. *illik-akkum* aus **illik-an-kum* „er setzte sich (momentan) in Gang zu dir“.

² Auf diese Weise erklären sich die Kasus des Semitischen ohne Schwierigkeit. Der Nominativ ist eine Zusammensetzung aus Nomen + Abstraktum der Herbewegung (*un*), der Genetiv aus Nomen + Abstraktum der Ruhe (*in*), der Akkusativ aus Nomen + Abstraktum der Hinbewegung (d. h. des Zieles, *an*). Die Abstrakta *an* und *in* haben sich im Akkadischen (vgl. auch aeth. *enbala* „ohne“) als Präpositionen erhalten. Im verbalen Suffix (sog. Energikus) ist *-am* (aus *-an*) im Akkadischen noch als selbständiges Wort gefühlt worden; so erklären sich Schreibungen wie *ta-ās-pu-ur-am*, *ās-pur-am* u. a. neben bereits vereinigt *ās-pu-ra-am* usw. Aus der Entstehung des sog. Energicus ergibt sich, daß die Bezeichnung „Ventiv“ (Landsberger, ZA N. F. I (XXXV), 113ff.) das Wesen der Form nicht kennzeichnet; wir nennen ihn deshalb lieber Terminativ. Selbstverständlich ist das Suffix *-am* „mir“ trotzdem hiermit identisch. Der Sprechende versetzt sich dabei in die Psyche dessen, der die Handlung ausführt: *tašpur-am* ist zunächst „du sandtest hin“, es kann aber auch, vom Standpunkt des Redenden aus, heißen

Wir kommen hier zu dem interessanten Resultat, daß das Ursemitische in der ältesten uns erreichbaren Gestalt noch im wesentlichen eine isolierende Sprache gewesen ist. Einen Satz wie „der Jäger tötete den Hund“ drückte der Ursemit noch rein isolierend etwa folgendermaßen aus: „Jäger-Herbewegung irgendwo Tötung Hund-Ziel“. Wer sich mit isolierenden Sprachen beschäftigt hat, weiß, daß derartige Sprachen sich so behelfen müssen. Es wird so auch verständlich, warum in der stat. constr.-Verbindung die Kasusendung fortfällt. „Der Jäger des Königs“ wäre logisch konsequent: „Jäger-König-Zugehörigkeit + Herbewegung“, oder „den Hund des Königs“: „Hund-König-Zugehörigkeit + Ziel“. Hier waren die charakterisierenden Wörter (Herbewegung, Zugehörigkeit) so weit von dem charakterisierten Wort entfernt, daß der Zusammenhang verlorenging und sie einfach fortblieben. — Daß die Endung *-un* später ganz allgemein zur Bezeichnung des Subjekts verwendet wurde, auch wo sie logisch nicht am Platze war, ist psychologisch leicht zu begreifen: nach Analogie von „der Hund frißt gerade“ **kalb-un ja-akâl* (d. h. Hund-Herbewegung irgendwo Essen“) bildete man später auch **kalb-un âkil* „der Hund Esser“, obwohl das morphologisch richtige „Hund-Herbewegung Esser“ logisch falsch ist¹.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß der *Energicus* kein Modus ist. Er ist eine besondere Art (Genus) des Verbs etwa wie im Sumerischen *da-gîn* „Seite-Gehen“ = „mitgehen“ neben *gin* „Gehen“. Wir sprechen daher besser von einem (*genus*) *energicum* als von einem (*modus*) *energicus*. Da die Bezeichnung *Energicus* überhaupt irrig ist, schlage ich Terminativ vor; das reine Verbum dagegen könnte man als Faktiv bezeichnen.

Das Akkadische hat also zwei Genera: das reine Faktiv und das Terminativ. Beide unterscheiden zwei Modi: einen Imperativ (Aufforderung) und einen Indikativ (Aussage). Der Imperativ ist, wie wir oben bereits sahen, ursprünglich nichts weiter als das im Affekt mit Aufforderungston gesprochene Verbalabstraktum: „Achtung“ = „paß auf“; „Vorsicht“ = „sieh dich vor“. Der Entstehung des Verbs gemäß haben wir zwei Imperative zu erwarten: den einen vom Verbalabstraktum der Vollendung (wie „Achtung“, „Tötung“ = *pikid, kutul*), und den andern von dem Verbalabstraktum der Nochnichtvollendung (wie „Achten“, „Töten“); vgl. die stereotype Aufforderung der Polizei „Weitergehen!“ bei Ansammlungen. Beide Imperative existieren im Semitischen, ein Beweis dafür, daß unsere

„du sandtest her (zu mir)“. Übrigens werden „hin“ und „her“ auch heute noch oft verwechselt, z. B. im Berliner Dialekt.

¹ Es ergibt sich hieraus mit zwingender Notwendigkeit der Schluß, daß der stat. constr. im Ursemitischen vokallos gewesen ist, wie ich bereits ZA XVIII 3f. angenommen hatte.

ganze Analyse des Verbs richtig ist! Im Akkadischen sind die Fälle allerdings kaum beachtet; sie werden sich aber finden. Dagegen sind sie im Hebräischen gar nicht selten; vgl. unter anderm das Sabbathgebot זָכַר אֶת-יוֹם הַשַּׁבָּת. In solchen Fällen ist der Imperativ des Unfertigkeitseins, der formell und sachlich mit dem Inf. abs. identisch ist, viel richtiger als der des Fertigkeitseins; denn es soll nicht heißen „ein Gedanke an den Sabbath (ist nötig)“, sondern „ein Gedenken“, und zwar iterativ¹; d. h. „in jedem einzelnen Falle, wo der Sabbath in Frage kommt, sollst du auch an ihn denken und ihn nicht vergessen“.

Über die Aussage (Indikativ) brauchen wir hier nicht eingehender zu handeln. Daß die abhängige Aussage (Genetivsatz) im Subjunktiv eine besondere Form entwickelt hat, ist bekannt. Eine Erklärung für dieses *-ū*² des Subjunktivs wage ich noch nicht zu geben.

Wir fassen die Ergebnisse zusammen, indem wir uns auf den Grundstamm des Verbums beschränken³.

Das Verbum setzt sich zusammen aus zwei Paaren von Substantiven:

A. konkreten „Partizipien“ (*katil*⁴, *kâtil*).

B. abstrakten „Infinitiven“ (*kutul*⁵, *katâl*⁶):

Beide unterscheiden das Geschehnis vom Geschehen, bezeichnen also entweder die Vollendung (Perfektum) oder das Nochnichtvollendetsein (Imperfektum im wörtlichen Sinne).

Genera verbi sind Faktiv (ohne Zielendung) und Terminativ (mit Zielendung *-an*).

Beide haben zwei Modi: den Imperativ und den Indikativ, also

I. Imperativ: 1. perfecti (*kutul*); 2. imperfecti (*katâl*);

II. Indikativ: 1. perfecti; 2. imperfecti.

Der Indikativ ist entweder durativ oder momentan.

So ergeben sich folgende Verbformen:

1. duratives Perfekt: *kašid-âkū*⁷;

2. duratives Imperfekt: *kâšid-âkū*;

¹ Vgl. S. 14.

² Daß der Vokal ursprünglich lang war, zeigen Formen wie *is-ba-tu-û-šû* „(den) er ergriffen hatte“ BE VI 2, 62:3; *sá . . sa-ab-tu-û-ma* „das er hat“ Musée du Louvre VII 68:7.

³ Die abgeleiteten Stämme sind ganz analog aufgebaut, nur daß der nominale Ursprung des Verbums nicht mehr so klar durchschimmert.

⁴ Auch *katul*, selten *katal*.

⁵ Auch *kitil*, *kital* (sekundär *katal*).

⁶ Fast alle akkadischen Wörterbücher irren, wenn sie etwa *balâtu* mit „leben“, *alâku* mit „gehen“ wiedergeben; es muß vielmehr heißen „lebendig werden“, „sich in Gang setzen“ usw. in Hunderten von Fällen. Alle Verba sind ingressiv. Das akkad. Lexikon bedarf nach dieser Richtung hin dringend der Revision.

⁷ Wir wählen als Beispiel immer die 1. Sing.

3. momentanes Perfekt: *a-kušūd*;

4. momentanes Imperfekt: *a-kašād*.

Der abhängige (genetivische) Indikativ fügt an alle Formen, die keine Endung haben, ein *-ū* (Subjunktiv).

Zusatzbemerkung. Die Menge wird durch die noch unklare Endung *-ū* bezeichnet: *kātīlū* „Töter“; daneben bezeichnet *-ā*, ursprünglich wohl eine Kollektivendung (vgl. sum. *hi-a* neben *-meš*), den weiblichen Plural: *kātīlā* „Töterinnen“. Als ursemitische Flexion ist also z. B. im momentanen Perfekt anzusetzen:

Sing. 1. <i>a-kutul</i>	Plur. 1. <i>a-kutul-ū</i>
2. <i>ta-kutul</i>	2. <i>ta-kutul-ū</i>
3. <i>ja-kutul</i>	3. <i>ja-kutul-ū</i>

Die 1. Plur. ist durch *ni-kutul* (s. o. S. 10') verdrängt. Das Geschlecht wurde ursprünglich nicht unterschieden: *ta-kutul* „da (ist) Tötung“, *ta-kutul-ū* „da (sind) Tötung—Menge“. Das Altakkadische hat eine Spur des Ursprünglichen erhalten, indem es in der 3. Sing. Mask. und Fem. meist noch nicht unterscheidet (Gramm. § 31 cδ). Die fem. Pluralendung ist vom Durativum her eingedrungen; das Präfix *ta-* der 3. Sing. fem. gen. stammt vielleicht von der Femininendung *-t* her, das Affix *-i* der 2. Sing. fem. gen. vielleicht vom Pronomen *an-ti*.

Das akkadische Verbum baut sich so klar und konsequent auf einer primitiven Ausdrucksweise auf, daß nur Voreingenommenheit das hohe Alter des akkadischen Verbums ableugnen kann. Wir werfen hier einen Blick in die Werkstatt der Sprache, wie wir ihn nicht schöner erwarten können. Wer historisch zu denken gewohnt ist, wird a priori dem Akkadischen größere Urwüchsigkeit zuschreiben als den anderen semitischen Sprachen, und die Analyse des akkadischen Verbums bestätigt die Richtigkeit einer solchen Annahme. Der Unterschied zwischen momentanem Perfekt und Imperfekt hat nur noch im Hebräischen und im Südarabischen Spuren hinterlassen, doch sind diese so spät, daß sie die alten Verhältnisse nicht mehr erkennen lassen. Die enge Verwandtschaft zwischen Südarabischem und Akkadischem wird dadurch von neuem bestätigt¹.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Entwicklung des Verbums in den übrigen semitischen Sprachen zu verfolgen. Nur einige Bemerkungen seien gestattet. Daß das Westsemitische (Kanaanäisch, Aramäisch, Arabisch) in älterer Zeit dem Akkadischen noch viel näher stand, als es nach dem Befund der literarischen Quellen erscheint, ergibt sich aus manchen Anzeichen. Altamurritische Namen wie *ja-ri-ib-ANIM* (aus Tirka); *jaεkub-AN*, *jašmaε-dagan* (Tirka) sind akkadischen wie *iṛib-adad*, *išmē-dagan* vollkommen parallel; sie bedeuten also: „(der Gott) gab, belohnte, erhörte“ (im bestimmten Moment, d. h. bei der Geburt des Kindes). Also: die Form *jaktul* ist hier wie akkad. *iktul* gebraucht. Die Fälle, in denen das

¹ Vgl. bes. V. Christian, Akkader und Südaraber als ältere Semitenschichte: Anthropos, Bd. XIV—XV, S. 729ff. Vgl. auch unten S. 29, Anm. 2.

hebräische „Imperfekt“ ein momentanes Perfekt ist, sind in jeder Grammatik zu finden¹. Wie kommt es aber, daß die gleiche Form auch Imperfekt ist? Das ist leicht zu erklären. Das momentane Imperfekt lautete, wie wir sahen, ursprünglich *ta-katâl*, im Plural *takatâlû*. Daraus mußte unter Wirkung des schon in der Amarnazeit nachweisbaren Lautgesetzes im Kanaanäischen² *tak(a)tôl*, Plur. *tak(a)tôlû* werden; vgl. *ah-ru-un-û*, d. i. *ahrôn-hû*³ (Amarna, Knudtzon 245: 10) „hinter ihm“, wörtlich „(an der) Hinterseite von ihm“, ursemit. *ahrân-hû*. Als die Tondehnung des ursemit. *u* zu *ô* eintrat, wurden die alten momentanen Perfekte wie *ta-kutul*, Plur. *ta-kutulû* über *taktul*, *taktûlû* ebenfalls zu *taktôl*, *taktôlû*⁴. So war der Unterschied zwischen beiden Formen verwischt und das Tor zu einer weitgehenden Verwirrung geöffnet.

Dies wurde weiter die Veranlassung, daß man, das kleinere von zwei Übeln wählend, das durative Perfekt als Ersatz für das nicht mehr recht erkennbare momentane Perfekt wählte, dann aber in begrifflicher Verkennung des Ursprungs im allgemeinen statt des momentanen Imperfekts das momentane Perfekt für imperfekte Handlungen benutzte. Die massoretische Vokalisation mag hierbei manche Schuld treffen. Die gar nicht seltenen Imperfekte der Form יקטול sind dann keine auffälligen Pleneschreibungen, sondern alte momentane Imperfekte. Zwei Imperfekte (ישפוטו Ex. 18, 26) und העברוי (Ruth 2, 8) wurden von den Massoreten falsch ישפוטו und העברוי vokalisiert, statt וְשָׁפוּטוּ und הַעֲבֹרִי. Manche andere Rätsel erklären sich wohl auch so; indes bedarf dies einer genaueren Untersuchung auf breiterer Basis⁵.

¹ Nach *wa-* consec., nach וַאֲזוּ usw.

² Vgl. zum Altkanaanäischen meine — wie es scheint fast unbekannte — Hebräische Grammatik (Tübingen 1912), S. 5, Anm. 1.

³ Die Keilschrift kann weder *o* noch *h* wiedergeben.

⁴ Später nur noch am Satzende.

⁵ Besondere Berücksichtigung verdienen die Verba mit mittlerem *w* und *j*. Formen wie ישום (Ex. 4, 11) können nicht יְשׂוּם vokalisiert werden, da das sog. Imperfekt sonst stets יְשׂוּם lautet. Will man nicht einen Fehler für ישום annehmen, so wäre יְשׂוּם (*ô* = altes *a*) ein altes momentanes Imperfekt gegenüber dem momentanen Perfekt יְשׂוּם (vgl. akkad. *isám* = Imperf., aber *isim* = Perf.). יְרִיךָ (Gen. 6, 3) könnte sich zu יְרִיךָ ebenso verhalten wie akkad. *idán* zu *idin*. Ganz entsprechend ist das Verhältnis zwischen יְהוּם und יְהוּם (vgl. akkad. *itár* : *itár*). Ein Jussiv ist לֹא יְהוּם (Deut. 7, 16 u. ö.) keinesfalls: es entspräche genau akkad. Ausdrücken wie *lá tatár* von תורר. Hier haben sogar die Massoreten Unterschiede in der Vokalisation gemacht, die so merkwürdig mit den ursemitischen Verhältnissen übereinstimmen, daß ein Irrtum ausgeschlossen erscheint. Wir werden daher doch wohl anzunehmen haben, daß auch im älteren Hebräischen wenigstens bei den Verben, bei denen altes momentanes Perfekt und Imperfekt niemals gleiche Formen hatten — im Gegensatz zum starken Verbum —, die alten Verhältnisse noch recht lange bestanden haben. Demnach haben wir als alte Formen anzusetzen:

Dasselbe gilt von der Frage, auf welchem Wege in den übrigen semitischen Sprachen die Ersetzung des momentanen Perfekts durch die durative Form *katala* und die des momentanen Imperfekts *jak(a)tāl* durch die des momentanen Perfekts *jaktul* stattfand. Möglicherweise waren hier Verba mit Laryngalen der Ausgangspunkt. So wurde im Arabischen z. B. aus altem *ja-šamâξ* „er erhört“ zunächst *jašmâξ* und weiter¹ *jašmaξ*; dasselbe entstand aber auch aus altem *jaš(u)muξ*, wo *u* infolge des Laryngals zu *a* werden mußte.

Nur das Hebräische und das Arabische haben, ausgehend vom perfektischen Partizip der abgeleiteten Stämme, ein vollständiges Passiv nach Analogie des nichtpassiven Verbums neugebildet. Im Bibl.-Aramäischen sind die davon vorhandenen Spuren (Hophal) gewiß hebräischer Einfluß. Das passive Verb, wie es im Hebräischen in den Anfängen und im Arabischen in der Vollendung vorliegt, ist nichts Ursemitisches. Das Arabische erweist sich hierdurch als nächstverwandt mit dem Hebräischen und als so jung, wie man es seiner historischen Stellung nach erwarten muß.

Nur eine Frage können wir hier noch streifen, nämlich die der Heimat des Ursemitischen. Wer in den Vorurteilen einer überwundenen Betrachtung des alten Orients bleiben will, dem ist nicht zu helfen. Die Wissenschaft wird an ihm vorbei unbekümmert ihren Gang weiter gehen, und er mag die folgenden Sätze überschlagen. An Arabien als Heimat der Ursemiten, soweit wir diesen Begriff historisch fassen können, kann nur der glauben, der den alten Orient und seine Entwicklung nicht kennt. Wortvergleichung hilft hier nichts. Die Morphologie der Sprache führt hier allein zum Ziel, und die Resultate, die wir daraus gewinnen, stimmen mit dem historischen Befund vollkommen überein. Arabisch und Hebräisch stehen sich am nächsten; ihnen verwandt ist das Aramäische; und als eine Gruppe für sich stehen ihnen Akkadisch und Südarabisch gegenüber. Wie ist es da, selbst unter Ignorierung der historischen Fakta, möglich, alles aus Arabien herzuleiten?

Ein ungefähres Bild der tatsächlichen Entwicklung können wir uns heute schon machen. In großen Zügen ist es das folgende. In ältesten Zeiten treffen wir Semiten hauptsächlich in Westsyrien und Südmesopotamien,

momentanes Perfekt: יָקַם, יָקַם;

„ Imperfekt: יָקַם, יָקַם.

Es bedarf der Untersuchung, wie weit die Massoreten noch über diese Dinge ein richtiges Gefühl besaßen. Ebenso wäre zu untersuchen, ob alle Imperfeka der Form יָקַם wirkliche Imperfeka sind, oder ob tatsächlich falsche Plene-Schreibungen vorliegen. Die Form יָקַם dürfte als altes Imperfekt z. B. nie nach *wa-consecut.* und nach אַ begegnen. Sollte dies doch der Fall sein, so wäre die Verwirrung schon zu einer verhältnismäßig frühen Zeit eingetreten.

¹ Das Arabische verkürzt durchweg lange Vokale in geschlossener Silbe.

dem Lande Amurru. Von hier aus wird auch die Eroberung Babyloniens vor sich gegangen sein. Wir können uns wohl denken, daß das kulturell hochentwickelte und materiell reich begüterte Sumererland die Sehnsucht der westlichen, semitischen Nachbarn erregte. Immer wieder versuchte man dort festen Fuß zu fassen. Einem Teil der Semiten (den späteren Akkadern) gelang es, anderen nicht. Diese mußten sich mit den alten Wohnsitzen begnügen oder wurden nach Süden abgedrängt. Eine Art Völkerwanderung brachte sie nach Arabien, wo sie in den fruchtbaren Gebieten von Arabia felix sesshaft wurden. Dies waren die Südsemiten. Die westlichen Semiten selbst spalteten sich sprachlich allmählich in zwei Gruppen, die westliche amurritische und die östliche achlamäische, aus der sich das Aramäische entwickelte. Die Amurriter blieben größtenteils in der alten Heimat, und dort entwickelten sich die kanaanäischen Dialekte. Nomadisierende Amurriter dürften schon in alter Zeit (vielleicht um 2000 v. Chr.) durch irgendwelche widrigen Umstände nach Nordarabien verschlagen worden sein, wurden dort teilweise sesshaft und entwickelten das Altamurritische, das noch im Vokal- und Konsonantenbestand relativ rein war, in ihrer Weise. Die völlige Abgeschlossenheit von anders gearteten Sprachen macht sich bei ihnen dadurch geltend, daß im Gegensatz zum Akkadischen (Einfluß des Sumerischen) und zum Kanaanäischen (Einfluß des Hurritischen?) eine Beeinträchtigung der altsemitischen Konsonantenfülle und eine Trübung der altsemitischen Vokale nicht stattfinden konnte. Das ist aber auch das einzig Wesentliche, was das Arabische aus der Ursprache hinübergerettet hat, und in diesen Ruhm muß es sich noch mit dem Südarabischen teilen, das unter ähnlichen äußeren Verhältnissen ebenfalls die alten Laute rein erhalten konnte. Die Übereinstimmung zwischen beiden Sprachen ist nicht ein Beweis für ihre enge Verwandtschaft, sondern nur eine Folge rein äußerer Verhältnisse. Das Nordarabische steht dem Südarabischen viel ferner als dem Hebräischen. Schematisch läßt sich die Verwandtschaft etwa in dem S. 23 gebotenen Schema darstellen.

Diese Übersicht gibt nicht nur die historische, sondern auch die geographische Entwicklung wieder. Nicht von Arabien her verbreiteten sich die Semiten, sondern vom Norden her, von Syrien aus. Auf welchem Wege sie einmal dorthin gelangt sind, das wollen wir hier nicht erörtern. Auch das Ägyptische kann außerhalb dieser Untersuchungen bleiben, da es sich zuerst von dem gemeinsamen Stamme getrennt hat. Nur soviel sei bemerkt: das Verbum ist auch dort teils auf nomina agentis, teils auf abstrakte Nomina aufgebaut. Das Pseudopartizip ist eine Zusammensetzung mit richtigen Partizipien, von denen es, soweit die mangelnde Vokalisation es gestattet, wie im Ursemitischen zwei Formen gegeben hat (Erman, Ägypt. Gramm. § 328): Bildungen wie *šdm-kuj* „ich (bin, war usw.) ge-

(vgl. arab. *istaḫtala*) verloren gegangen ist. Das Verbum genügt schon, um zu zeigen, daß Urägyptisch und Ursemitisch als Schwestersprachen nebeneinander gestanden haben¹.

Was von vornherein als wahrscheinlich anzunehmen war, hat sich also bestätigt: nicht die jungen semitischen Sprachen wie das Arabische geben uns ein treues Bild vom altsemitischen Sprachgeiste, sondern die alten, und unter ihnen das treueste das Akkadische. Wenn deshalb noch immer in manchen Kreisen das Arabische als das Muster der semitischen Sprache gilt, so läßt sich dies nur aus dem auch für die Psychophysik geltenden Gesetz der Trägheit erklären. Wer heute als Alttestamentler die Sprache und die Kultur der von ihm studierten Epoche wirklich kennen will, muß sich mit dem Akkadischen beschäftigen; sonst ist für ihn jeder Weg zu eigener Forschung versperrt.

¹ Auch das Hamitische gehört in den Kreis der mit dem Ursemitischen eng verwandten Sprachen, wie schon die Präfixe *a-*, *ta-*, *ja-* o. ä. zeigen; vgl. im Be-daue *a-gid* „ich warf nieder“, *ti-gid-a* „du (Mann) warfst nieder“, *i-gid* „er warf nieder“; vgl. zu den Formen Meinhof, Sprache der Hamiten, S. 150. Dagegen zeigt das Indogermanische morphologisch keine Ähnlichkeit mit dem Semitisch-Hamitischen! Auffällig ist es, daß die Psychologie des Verbs im Hamitischen auf eine nähere Verwandtschaft mit dem Semitischen als mit dem Ägyptischen hinweist. Ist die gemeinsame Heimat also doch in Nordafrika zu suchen?

Anhang.

Zur Entstehung und Geschichte der Zahlbegriffe.

Zahlen sind Ordnungsbegriffe, die durch überlegende Zusammenfassung zweier Gedächtnisbilder entstehen. Zählen kann der Mensch erst, seitdem sein Urteilsvermögen entwickelt ist. Vom Begriff der Zweizahl aus hat sich das ganze Zahlensystem bis zum Begriff „Unendlich“ gebildet. Primitive Völker zählen nur bis Zwei, einer Zahl, die durch die Teilung der Individuen in männliche und weibliche zu erklären ist. Nur in dieser Hinsicht interessierte den Primitiven die Zahl 2.

Auf diese Weise erklärt sich der Plural durch Verdoppelung des Wortes: sum. *kurkur* ist nicht „ein Berg“, sondern „Berg + Berg“, d. h. Berge überhaupt. Im Sumerischen ist diese Art der Pluralbildung noch lebendig¹; in einigen Fällen hat sie sich sogar als Ideogramm ins Akkadische hinein gerettet, so in KUR.KUR (sum. *kurkur*) „(Berg)länder“ und AN.AN (sum. *digirdigir*) „Götter“. Diese Pluralbildung muß uralt sein. Sie ermöglicht einige wichtige Rückschlüsse.

1. *kurkur* beweist, daß die Sumerer, als sie nur bis Zwei zählen konnten, in einem Bergland gewohnt haben, daß sie also im Irâk nicht autochthon sind. Das hat man bereits aus der Identität der Begriffe *kur* = „Berg“ und „Land“ schließen können. Da *kur* gleichzeitig den Osten bezeichnet, muß das Gebirge im Osten des Heimatlandes der Sumerer gelegen haben. Daß *ab* „Meer“ nicht als Himmelsrichtung gebraucht wird, zeigt, daß das Meer zwar möglicherweise ihnen bekannt war (Kaspisches Meer?), sich aber der Lage wegen nicht zur Bestimmung geographischer Verhältnisse eignete². Daß *mar(ri)* den „Westen“ und gleichzeitig den „Regensturm“ (akkad. *abûbu*) bezeichnete, beweist, daß meteorologische Zyklone sich bei ihnen durch von Westen kommende Regenfronten bemerkbar machten. Den Norden bezeichneten sie mit *si*

¹ Vgl. die Beispiele bei Poebel, Sumerische Grammatik, S. 53f.

² Es wäre indes möglich, daß das Wort *ab* ursprünglich viel allgemeiner „Flüssigkeit“ bedeutete, speziell den „männlichen Samen“; daher *ab* „Vater“ und „Kammer“ (als locus generandi) und „Meer“. Noch älter ist *a* = „Wasser“, „männlicher Same“, „Beischlaf“, „zeugen“; weiter „Flut“, „Thräne“ usw. Danach wären die Begriffe bei Delitzsch, Sumerisches Glossar, S. 1 f. und S. 4 zu ordnen.

„Hornwind“. Da „Horntreffen“ (*sisá*)¹ auch = „stoßen, erreichen“ usw. bedeutet, wäre es möglich, daß von Norden her öfter stoßweise Winde wehten, die man mit dem Stoß einer stierartigen Gottheit identifizierte. Der Südwind endlich muß bei ihnen bloße Bewölkung verursacht haben, da *gal* neben „Südwind“ auch „Wolke“ bedeutet. Mir scheinen diese Indizien auf das östliche Turan hinzuweisen, etwa in die Gegend zwischen Buchara und Balch, indes bedarf die Bestimmung noch genauer Untersuchung.

2. Die Sumerer müssen einmal eine Zeit gehabt haben, in der sie nur zwei Gottheiten kannten; die eine muß folgerichtig männlich, die andere weiblich gewesen sein. Alle Triebe und Affekte (=Trieb + Erinnerung) gehen auf einen Grundtrieb zurück, den „Erhaltungstrieb“ (Trieb der Erhaltung der Art): dieser äußert sich beim Mann in Aktivität beim Geschlechtsakt, beim Weib in dem „Kindschutztrieb“ (Mutterliebe). Anthropomorph gedacht, ist alles Gedeihen in der Natur dem Geschlechtsakt des Götterpaares entsprungen: der männliche Gott, der Himmels-gott, ist nur Aktivität (*membrum virile*), die weibliche Gottheit ist nur Muttertrieb (*uterus*). Die Namen der altsumerischen Götter sind danach zu erschließen: *ni* der Himmels-gott (=akkad. *rámán* Penis)²

¹ Da *sisá* auch „gerade“ heißt (wörtlich: hornstoßartig), so kann man wohl annehmen, daß das Rind, das sie zähmten, gerade Hörner gehabt hat.

² Den Beweis, daß *rámán* ursprünglich das männliche Glied bedeutet, liefere ich in einem noch nicht erschienenen Aufsatz „Zur Entstehung des Ichbewußtseins“ in ZA, Neue Folge, Bd. II. Wir können an Hand der Sprachentwicklung des Ursemitischen verfolgen, wie sich das Ichbewußtsein beim primitiven Menschen erst allmählich entwickelt. So ist der Begriff „ich“ selbst erst aus anderen Begriffen entstanden. Ursemitisch *aná* „ich“ ist nichts weiter als ein deiktisches Element *an* + Ortsadverb *á* „hier“, letzteres identisch mit dem *a*- der 1. Pers. Sing. (s. oben S. 10). Die verschiedenen Seiten des „Ich“ stehen noch im 2. Jahrtausend v. Chr. als selbständige Begriffe nebeneinander, nämlich: 1. der Kopf (*kaḫkadu*), der das denkende Ich bezeichnet, 2. die Kehle (*naps*), die das empfindende Ich, und 3. der Penis, der das tätige Ich bezeichnet. Das Wort für letzteren ist *rámán* (womit der Name für den Gott *rámán* identisch ist); es gehört zu *rám* „Geschlechtstrieb des Mannes“ (davon *rámu* „lieben“ vom Manne). Der Geschlechtstrieb ist der Grundtrieb des Mannes, auf den jeder Tätigkeitstrieb zurückzuführen ist. Im Gegensatz hierzu ist *rém* der Grundtrieb des Weibes, der „Kindschutztrieb“ (urspr. = Uterus). Auf den weiblichen Kindschutztrieb geht jeder Affekt nichtgeschlechtlicher Liebe zurück. Wie sich diese Triebe im Lauf der Menschheitsentwicklung zum Teil zu „Empfindsamkeiten“ oder gar zu „Perversitäten“ umgebogen haben, hoffe ich an anderer Stelle erörtern zu können. Die weibliche Psyche ist ihrer entwicklungsgeschichtlichen Anlage nach im Gegensatz zum aktiv handelnden Manne passiv und altruistisch liebend. Diese Erkenntnis bedeutet die Lösung der Frauenfrage: das Weib gehört nicht in Berufe, die aktive Tätigkeit erfordern. Gegen die Grundtriebe kann keiner ungestraft sündigen.

und *ama* die Erdgöttin (=akk. *rēm* Uterus). In altsumerischen Texten begegnet ¹*ni* noch, später wird dieses *ni* mit dem Zeichen IM geschrieben und bezeichnet speziell den Windgott, dessen Same der fruchtbringende Regen ist; *ama* ist ganz allgemein Titel weiblicher Gottheiten („Mutterschoß“, „Mutter“). Verwandt hiermit ist *mama*, ein Lallwort, das die Mutterbrust bezeichnet (erster Schmatzlaut des Kindes). So wurde auch *mama* Name der ältesten sumerischen Göttin. Also *ni* ² und *mama* sind das älteste sumerische Götterpaar ³.

Allmählich lernt das Volk bis „Drei“ zählen. In dieser Epoche entsteht neben abstrakten Begriffen auch die Pluralendung *mēš* aus *me* + *ēš* = Vorhandensein + Drei. Das bedeutet „viel“ ⁴. Auch diese Tatsache ermöglicht einen kulturgeschichtlichen Schluß. Das Wort für „Land“ wird als Bild mit drei Bergspitzen wiedergegeben, was nichts anderes heißen kann als „viele Berge“. In dieser Epoche müssen also bereits die Anfänge der Bildschrift liegen, und da die Chinesen für ihre sehr viel später entstandene Schrift dasselbe Bild haben, können sie es nur von den Sumerern entlehnt haben. Das führt zu weittragenden Schlüssen, denen wir hier nicht nachgehen können.

Auch an andere sumerische Zahlen lassen sich kulturgeschichtliche Betrachtungen anknüpfen, doch würde dies hier zu weit führen. Ich möchte nur noch auf einige semitische Zahlwörter aufmerksam machen. „Hundert“ *me* hängt wohl mit *me* „Wasser“ zusammen und bezeichnet das Unzählige. Es ist gemeinsemitisch. Also hat der Mensch um 5000 v. Chr. bereits den Begriff 100 gehabt, wir müssen also für die Urzeit der Sumerer eine noch ältere Epoche in Anspruch nehmen (ca. 7000—5000 v. Chr.). Nach der Trennung der Ostsemiten ⁵ entwickelten die übrigbleibenden Semiten den Begriff 1000 aus *alp* „Verband“, „Horde“. Sehr groß scheint

¹ Material bei Deimel, Pantheon Babylonicum, S. 196.

² Das Zeichen NI muß also ein schematisches Bild des männlichen Geschlechts-teils sein, das Zeichen DIL dagegen nur das Bild des Gliedes. Die unzähligen Bedeutungen von NI erklären sich daraus, doch kann das hier nicht weiter verfolgt werden; ein Beispiel nur: NI (= *dig*) = *nurrubu* (Meissner, SAI 3656) = pressen, urspr. vom „Pressen“ beim Geschlechtsakt; sum. *dig* also wohl aus *dil*-*ag* „Mann machen“. In NI = *lāmassu* „Schutzgott“ (s. Hammurabis Gesetz VI 1594) ist der alte Phallusgott zum bloßen Schemen verblaßt.

³ Die Zahlbegriffe „eins“ und „zwei“ sind im Sumerischen identisch mit „Mann“ bzw. „Weib“; „eins“ ist daher *dil* (akkad. *išten* „eins“ und *zikaru* „Mann“), „zwei“ ist *min*, identisch mit *mim* (akkad. *sinništu* „Weib“). Vgl. zu *mim* = *sinništu* ZA, NF II; *ēš* „(viel =)drei“ bedeutet eigentlich „Familie“ (Mann + Weib + Kind) akkad. *bitu*.

⁴ Akkad. *mašadu* usw.

⁵ Einschließlich der Südaraber, s. S. 19.

also ihre Horde nicht gewesen zu sein: die Welt war noch dünn bevölkert. Identisch ist hiermit *alp* „Rind“, ursprünglich wohl „Horde“ von Tieren, bes. „Herde“. Das einzige Haustier war also damals das Rind.

Die Akkader brauchten statt *alp* das Wort *liv*¹ (davon *lawû* „umkreisen“) „Kreis“: der Kreis galt für sie als das Vollendete, über das man nicht hinausgehen kann. Identisch hiermit ist *kimu* aus *livu* „Eponymat“ es ist der „Kreis“ von Tagen, d. h. das Jahr, in dem der Eponym an der Reihe ist².

Anhangsweise sei noch bemerkt, daß auch im Semitischen die Verdoppelung von Wurzelwörtern beliebt ist: so ist *kad-kad* (akkad. *kakkad*) „Schale + Schale“ = „Großhirnhälfte + Kleinhirnhälfte“ der Hirnschale. Die alten Semiten kannten also aus der Anschauung die Zweifaltigkeit des Gehirns³. Sie werden ihren Feinden gewiß oft den Schädel zerschlagen haben, nachdem sie sie mit festem Griff an die Kehle (*naps*) erwürgt hatten⁴.

Die Erkenntnis, daß die Zahlwörter auf konkrete Nomina zurückzuführen sind, ist m. W. neu. Wenn man aber das Gebiet der Begriffsentwicklung einigermaßen kennt und weiß, wie jeder Begriff sich historisch spaltet, so können wir überzeugt sein, daß die Entwicklung des geistigen

¹ Mit Endung *livu*, ohne Endung *liv*, was zu *li* wurde; vgl. *1 li ummanum* „1 Kreis Mannschaft“ BM 15329:10 (Ungnad, Babyl. Br. 57 danach zu verbessern). Möglich, daß *li* hier noch nicht einmal bloße Zahl ist.

² Daß „Kreis“ auch für „Sippe“ gebraucht wurde (vgl. *alp* = Horde und 1000) lehrt CT XVIII 7:II 13, wo *li-i-mu* mit *kimtu* gleichgesetzt wird.

³ So erklärt sich auch die Zweifaltigkeit der Wörter für „Ohr“ *uznu* und *hasisu*. Ersteres ist lediglich „Ohr“ als Sinnesorgan des Hörens, letzteres „Ohr“ als Sinnesorgan des „Gleichgewichts“ (unser „Labyrinth“). Das Gleichgewicht ist nach meiner Überzeugung die entwicklungsgeschichtliche Grundlage für die geistige Gleichung, das Urteil, und so bedeutet *hasisu* tatsächlich im Akkadischen „Urteilskraft“. Die Alten waren bessere Beobachter als wir; sie sahen die Welt mit offenen Augen an. Die heutige Gehirnanatomie betrachtet das Kleinhirn lediglich als „inneres Gleichgewichtsorgan“; ich glaube, sie irrt: es wird auch die Grundlage der Urteilsfähigkeit sein. Ob meine Annahme richtig oder falsch ist, kann ich erst entscheiden, wenn ich meine Studien über die Anatomie und Pathologie des Gehirns zum Abschluß gebracht habe. Hilfe von medizinisch-klinischer Seite — die aber nicht durch Schulmeinungen beeinflusst sein darf — wäre mir sehr erwünscht. Vorläufig verweise ich auf die von Monakow, Gehirnpathologie (in Notnagels Spezieller Pathologie und Therapie IX 1; Wien 1897), S. 625ff. besprochenen Fälle, wonach Defekte des Kleinhirns nicht nur mit Bewegungsstörungen, sondern auch mit Idiotie verbunden sind: es fehlt also die Fähigkeit zu urteilen! Der Hauptsitz des Ordnungssinnes, auf dessen Störung alle körperlichen und geistigen Ataxien zurückzuführen sind, ist also das Cerebellum (Kleinhirn).

⁴ Die „Kehle“ ist der Sitz der Seele (vgl. Dürr, Zeitschrift f. alttestam. Wissenschaft 1925); aber nicht, weil man dem Feind die Kehle durchschneidet (denn Schwerter gab es noch nicht), sondern weil man ihm durch Zudrücken der Kehle den Tod gab.

Lebens tatsächlich so vorgegangen ist, wie die primitiven Sprachen es uns lehren. Wir können das in der Gegenwart täglich nachprüfen. Denken wir an das Automobil! Ich suche in meinem Brockhaus den Artikel „Automobil“ und finde ihn überhaupt nicht. Warum? Mein Brockhaus ist, woran ich im Moment nicht gedacht habe, schon sehr alt, vom Jahre 1868. Damals gab es noch keine Automobile, also auch nicht den Begriff und nicht den sprachlichen Ausdruck dafür. Das Automobil wird erfunden. Jetzt ist der Begriff da, aber der sprachliche Ausdruck fehlt. Man konnte es zunächst nur mit zwei Wörtern bezeichnen, indem man es definierte: es ist ein Wagen, der selbsttätig läuft. „Selbsttätiger Wagen“ ist aber kein Wort, sondern eine Definition; es galt also ein Wort zu schaffen. Für solche Fälle sind die Fremdwörter oft unentbehrlich: sie sind die Hausknechte der Sprache, die wir nicht entbehren können, wenn wir nicht jede schmutzige Arbeit selbst machen wollen. So wurde durch Konvention das Wort Automobil gebildet. Nun hat der Begriff seinen äquivalenten Ausdruck. Mit Erfindung des Motorrades geht die Spaltung weiter und so fort ad infinitum.

Ebenso ist es mit den Zahlen: die ersten Zahlen werden symbolisch mit „Mann“ und „Weib“ bezeichnet. „Mann“ ist selbstverständlich = 1, da der Mann nach seiner Veranlagung der schaffende Mensch ist¹. Die Sprache ist vom Manne gemacht. Zunächst zählt man nur bis 2; weiter, als der Mann das Weib bereits beschützte und „Mann + Weib + Kind“ eine Einheit bildeten, wurde diese Einheit („Familie“) zugleich sprachlicher Ausdruck für den Begriff „Drei“. So geht es weiter. Für den Hebräer ist 10 000 = „Vielheit“ (רבו), für den Aethiopen ist 10 000 = „Verband“ (*elf*): er verbindet also mit dem Wort für Verband einen wesentlich anderen Begriff (10 000) als der Westsemit (1000)².

Die Menschheit lernt weiter zählen: für 1000×1000 wird das Wort „Million“ geschaffen, das erst etliche hundert Jahre alt ist. 1000 Millionen sind eine „Milliarde“. Dieser Begriff wurde bei uns erst klar, als 1871 die französische Kriegsschuld auf 5 Milliarden beziffert wurde; in der Inflationszeit ging er uns in Fleisch und Blut über, und mit der „Billion“ war es dieselbe Sache. Dagegen wurde durch Einführung der Rentenmark die Popularisierung des Begriffs „Trillion“ glücklich unterbunden;

¹ Daher „(Gott) Eins“ = der alles schaffende Himmelsgott *an*.

² Diese Tatsache der Sprachscheidungen auf Grund der Zahlbegriffe bestätigt meine durch andere Indizien gewonnene These (s. oben S. 23), daß die Teilung der Semiten folgendermaßen vor sich gegangen ist. Erste Abspaltung: Akkader; zweite Abspaltung: Südaraber; Rest: Aramäer + Hebräer + Araber. Die gemeinsame Ausbildung des Passivs bei Hebräern und Arabern zeigt, daß diese unter sich näher verwandt sind als mit den Aramäern.

nur wer Reichsbankausweise gelesen hat, kennt ihn. Höhere Zahlbegriffe wie „Septillion“ (= 1000 000⁷) sind vorläufig noch rein theoretisch und werden praktisch kaum verwendet.

Sum. *dil* ist also ursprünglich = „Mann“, später = „eins“. Ebenso bildet sich aus dem Begriff „Mann“ der Begriff „gerade“. Das Keilschriftzeichen ∇ stellt (pars pro toto) den Penis dar! Im Akkadischen ist *išaru* sowohl „Mann“ als auch „gerade“. Im Sumerischen ist *dil* auch = gerade, „vollkommen“ (akk. *gitmālu*, Assur [Zimolong] 523 I 60).

Alles dies, was sich ganz einfach und primitiv erklärt, wirft ein ganz neues Licht auf die Lehre des Pythagoras, die selbst die Griechen nicht verstanden haben. Ich glaube, daß Pythagoras seine Spekulationen aus dem Orient hatte, wo sie noch lebendig waren. Im 5. Jahrhundert wußten die babylonischen Gelehrten noch, daß Begriffe wie „Mann“, „eins“, „gerade“ ursprünglich identisch waren; das zeigen die Vokabulare zur Genüge. So kam Pythagoras zu der Lehre, daß „eins“ das „männliche und gerade Prinzip“ darstelle, „zwei“ aber das „weibliche und ungerade“. Nach Aristoteles (Metaph. I 5.6) hielten die Pythagoräer die Dinge für Zahlen. Sie verwechselten also Ursache und Folge. Die Dinge sind nicht Zahlen, sondern die Zahlwörter sind Dingwörter! Wenn man den entwicklungsgeschichtlichen Hintergrund kennt, wird einem die Lehre der Pythagoräer mit einem Schlage klar. Pythagoras war der erste, der anders als die früheren „Sophisten“ den gebührenden Wert auf das Urteil legte, gegenüber der vor ihm üblichen Gedächtnisdisziplin. Er ist der erste Kritiker der Welt und als solcher viel zu wenig geschätzt worden. Möge er bald zu seinem Rechte kommen!

Vom selben Verfasser erschien in meinem Verlag:

HAMMURABI'S GESETZ

von

P. KOSCHAKER und A. UNGNAD

VI.

Übersetzte Urkunden mit Rechtserläuterungen

XII, 220 S. gr. 8°. Brosch. 15.— M. Ganzlbd. 18.— M.

Revue des Sciences Philosophiques et Théologiques XIII, 5,
Juli 1924, Seite 353:

Il n'y a pas de meilleur commentaire du Code de Hammourabi que les documents particuliers qui ont été conservés dans les archives et qui montrent le droit en action dans la pratique courante de la vie. Aussi ne pouvait-on que louer MM. Kohler et Ungnad de l'entreprise qu'ils avaient tentée de rassembler tous ces divers documents épars dans les publications. M. Kohler est mort et M. UNGNAD, professeur à l'Université de Breslau, s'est adjoint M. KOSCHAKER, professeur à l'Université de Leipzig; le sixième volume comprend les documents qui ont été publiés depuis 1911; ces documents appartiennent à la première dynastie de Babylone et aux dynasties contemporaines de Larsa, d'Isin et de Kish. Indépendamment de l'intérêt qui s'attache à ces textes du point de vue des lois hammourabiennes, signalons aussi les nombreux renseignements religieux que l'on pourra tirer des noms et des noms de divinités contenus dans les documents d'affaires, de procès et de gouvernement réunis en cette publication de belle tenue scientifique.

HAMMURABI'S GESETZ.

I. von Kohler-Peiser, 2. Auflage in Vorbereitung.

II. von Kohler-Ungnad, 184 S. gr. 8°. Brosch. 15.60, Ganzleinen 17.60.

III. von Kohler-Ungnad, 271 S. gr. 8°. Brosch. 22.30, Ganzleinen 24.30.

IV. von Kohler-Ungnad, 99 S. gr. 8°. Brosch. 8.—, Ganzleinen 10.—.

V. von Kohler-Ungnad, 128 S. gr. 8°. Brosch. 10.80, Ganzleinen 13.80.

AUS DEM BABYLONISCHEN RECHTSLEBEN, von Kohler-Peiser, 1—4. 272 S. 8°. 16.40.

HUNDERT AUSGEWÄHLTE RECHTSURKUNDEN AUS DER SPÄTZEIT DES BABYLONISCHEN SCHRIFTTUMS VON XERXES BIS MITHRIDATES II. (485—93 v. Chr.), von Kohler-Ungnad, 89 S. 8°. Brosch. 5.—, geb. 7.—.

ASSYRISCHE RECHTSURKUNDEN IN UMSCHRIFT UND ÜBERSETZUNG nebst einem Index der Personennamen und Rechtserläuterungen von Kohler-Ungnad. 467 S. gr. 8°. Brosch. 31.—, geb. 33.50.

EX ORIENTE LUX

BEGRÜNDET VON HUGO WINCKLER
NEU HERAUSGEGEBEN VON HEINRICH ZIMMERN

I.

1. Die Weltanschauung des alten Orients. Von Hugo Winckler.
- 2/3. Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser, altorientalische Mythen. Von Aug. Wünsche.
4. Die Bedeutung der Phönizier im Völkerleben. Von Wilh. Freih. von Landau.
5. Forschung und Darstellung. Vermerke zur historischen Betrachtungsweise, insbesondere des alten Orients. Von Carl Niebuhr.

II.

1. Der alte Orient und die Bibel. Von Hugo Winckler.
2. Altorientalische Geschichts-Auffassung. Von Hugo Winckler.
3. Salomos Thron und Hippodrom, Abbilder des babylonischen Himmelsbildes. Von Aug. Wünsche.
4. Schöpfung und Sündenfall des ersten Menschenpaares im jüdischen und moslemischen Sagenkreise mit Rücksicht auf die Überlieferungen in der Keilschrift-Literatur. Von Aug. Wünsche.

III.

1. Gilgamesch-Epos / jüdische Nationalsagen / Ilias und Odyssee. Von P. Jensen. (Einzelpreis 5 Mark.)

P R E I S J E D E S B A N D E S 6 M A R K .

★

Soeben erschienen:

ERICH EBELING
LIEBESZAUBER
IM ALTEN ORIENT

MITTEILUNGEN DER ALTORIENTALISCHEN GESELLSCHAFT
I. BAND, HEFT 1

56 Seiten Oktav. Preis 5.25 Mark. Für Mitglieder jedes über das Freixemplar hinaus benötigte Heft mit $35\frac{1}{3}\%$ Ermäßigung.



C. 30 189

ULB Halle 3
003 477 894




Deutsche Morgenländische Gesellschaft

Von dem seit Jahren vergriffenen Standardwerk

JACUT'S

Geographisches Wörterbuch aus den Handschriften zu Berlin, St. Petersburg, Paris, London und Oxford

Herausgegeben von Ferdinand Wüstenfeld

Sechs Bände, 5312 Seiten

ist soeben ein

Neudruck im Helioplanverfahren

erschienen. Dieses neue Verfahren hat hier wiederum insofern ein Meisterstück geliefert, als der Druck vom Original kaum zu unterscheiden ist. Die Auflage ist nur gering und der Preis so niedrig gestellt wie irgend möglich. An einen abermaligen Neudruck nach Vergriffensein ist nicht zu denken.

6 Bände 180.— Rm.

Für die Mitglieder der D. M. G. 120.— Rm.

1 Rm. = $\frac{10}{12}$ U. S. A. - \$

Andere Valuten werden umgerechnet nach dem jeweiligen Berliner Mittelkurs.
Porto und Verpackung für Übersendung im Inland 3.— Rm., Ausland 16.— Rm.

★

Ferner gelangte 1923

in derselben meisterhaften Ausführung zur Ausgabe:

Chronologie orientalischer Völker von Alberuni

Herausgegeben von Dr. C. Eduard Sachau

Für Mitglieder der D. M. G. 15.— Rm.

Bestellungen von Mitgliedern der D. M. G. sind unter gleichzeitiger Einsendung des Betrages an den Schatzmeister der D. M. G., Herrn F. A. Brockhaus, Leipzig (Postscheckkonto Leipzig 51 472) zu richten.

F. A. Brockhaus
Leipzig

Deutsche Morgenländische Gesellschaft
Leipzig
